

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 84 (1958)
Heft: 21

Artikel: Ich-Vertreter
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-497593>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

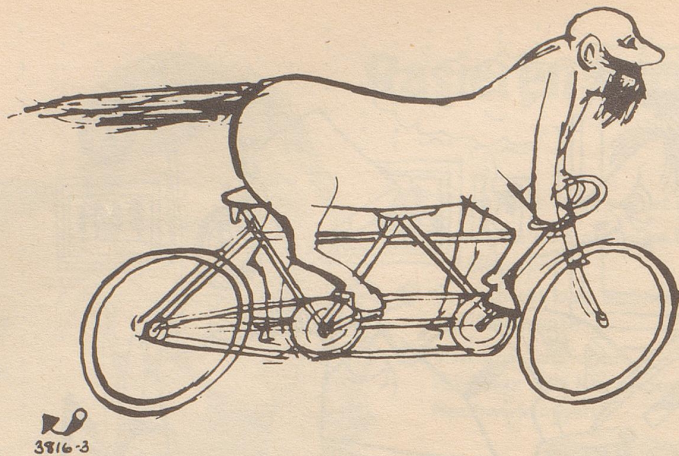
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



3916-3



Ich - Vertreter

Von Emil Schibli

Heute war einer da, der uns eine Haushaltmaschine anhängen wollte. «Nein, danke. Wir brauchen sie nicht», sagte ich. Doch der Bursche war hartnäckig. Genau so, wie Vertreter sein müssen. Er war ein As in seinem Fach. Er zog seine Kreise immer enger. Seine Argumente waren kaum noch zu widerlegen. Mein Widerstand erlahmte. Schließlich gab es nur noch zwei Möglichkeiten: kapitulieren oder grob werden. Ich wurde grob. Das half. Der Mann trat den Rückzug an. Sobald er gegangen war, empfand ich eine Art Mitleid.

«Leicht hat es so einer ja auch nicht, trotz seinem geschliffenen Schnörrenwerk», sagte ich. «Weißt du übrigens, daß ich auch einmal Geschäftsreisender gewesen bin?»

Meine Frau lachte. «Du?» rief sie aus. «Du, den man nie unter die Leute bringt?»

«Ja, ich. Vier Tage lang. Tage, die zu den schlimmsten meines Lebens zählen. Ich habe sie nicht vergessen, obschon nun fünfzig Jahre seither vergangen sind ... Ich war damals Lehrling bei Zellweger. Eines Morgens ließ mich der Chef in sein Büro kommen.

«Nehmen Sie Platz», sagte er. «Würden Sie gerne eine Reise machen?»

«Eine Reise?» fragte ich, weil ich nicht wußte, ob ich den Chef recht verstanden hatte.

«Ja», sagte er und lächelte. «Aber eine Geschäftsreise. Es handelt sich um Folgendes. Sie müßten ins Berner Oberland fahren, nach Interlaken, Lauterbrunnen, Wengen und Grindelwald, und versuchen, unsere beiden neuesten Verlagswerke, den Steindruck «Eiger, Mönch und Jungfrau» und das Buch «Im Banne der Jungfrau» zu verkaufen. Als Abnehmer kämen Pensionen und Hotels in Frage. Den Steindruck dürften Sie gegebenenfalls auch gratis abgeben, unter der Bedingung, daß er an gut sichtbarer Stelle aufgemacht würde. Ueberlegen Sie sich die Sache. Heute ist Donnerstag. Nächsten Montag sollten Sie reisen.»

Eine seltsame Offerte für einen weltfremden, halbflüggen Burschen, wie ich einer war. Trotzdem sagte ich zu. Das verfluchte enge Loch, in welchem ich Tag für Tag bei künstlichem Licht Fakturen ordnete, Briefe ablegte und Adressen schrieb, war mir so verleidet,

daß ich mich wahrscheinlich auch nicht geweigert hätte, in die Fremdenlegion einzutreten, wenn ich dazu aufgefordert worden wäre.

Am Montag fuhr ich also los, bepackt wie ein Karawanenkamel. Zellweger hatte dafür gesorgt, daß ich keine Freiheitstänze aufführen konnte; außer den Jungfrauen hatte er mir noch gut zehn Kilo Propaganda-Material einpacken lassen. Gewissermaßen als Gegengewicht hatte er dafür meine Spesen so gering wie möglich angesetzt. «Mit sechs Franken im Tag sollten Sie auskommen können», hatte er gesagt.

In Bern schaltete ich einen Zwischenhalt ein, begab mich ins Buffet 3. Klasse, trank einen Becher hell und aß einen Servalat und zwei Mütschli. Das war mein Mittagessen; es kostete weniger als einen Franken. Dann setzte ich mich wieder in den Zug, fuhr nach Thun und stieg dort ins Schiff nach Interlaken. Es regnete und war kalt. Das trübselige Wetter dauerte nun bereits zwei Wochen und es sah aus, als ob es sich den ganzen Sommer über nicht mehr ändern wollte.

In Interlaken standen mehr Portiers am Landesteg, als Gäste aus dem Schiff stiegen. Der Chef hatte mir empfohlen, im Weißen Kreuz zu logieren. Das Selbstverständliche wäre nun gewesen, daß ich mein Gepäck dem Bedienten dieses Hauses zur Weiterbeförderung überlassen hätte; ich wußte das, aber es fehlte mir der Mut, den Mann anzusprechen. Die Herren in ihren Uniformen kamen mir wie Obersten vor, an welche einer in einem billigen Konfektionsgändli wie ich es trug, das Wort nicht richten durfte, ohne daß er gefragt wurde. So schleppte ich also in Gottesnamen mein schweres Gepäck auch jetzt wieder selber. Zum Glück war es nicht weit bis zum Weißen Kreuz. Als ich dort ankam, trocknete ich mir zuerst den Schweiß von der Stirn. Dann betrat ich furchtsam die Halle wie einer der damit rechnet, daß man ihn gleich wieder hinauswirft.

Meine Frau lachte. Ich sagte: «Bitte, vergiß nicht: es war das erste Mal, daß ich ein Hotel betrat ... Ja, du hast recht: es ist mir auch noch heute zuwider. Aber damals war es schlimm. Hundertmal lieber hätte ich einen Zahnarzt aufgesucht. Mit unsicherer Stimme erkundigte ich mich, ob ich hier ein Zimmer haben könne. Das junge Mädchen mit dem ich sprach, musterte mich kritisch wie einen Bettler. Nun, ich war ja auch einer! Sie rief einen Hausburschen herbei und sagte ihm,

was er zu tun hätte. Er führte mich sechs Treppen hoch unters Dach und öffnete dort eine Art Taubenschlag. «Hier», sagte er und verschwand. Offenbar hatte er sofort einen armen Teufel in mir gewittert und für arme Teufel haben Hotelangestellte, versteht sich, kein Interesse. Das Gefühl ungeheurer Verlassenheit überwältigte mich; ich warf mich auf das schmale fremde Bett und heulte mein Elend heraus. Danach wurde mir ein wenig wohler. Dafür packte mich nun plötzlich eine tobsüchtige Wut. Irgendetwas mußte geschehen, und zwar sofort. Ich gab dem Propaganda-Koffer zuerst einen Tritt, nahm ihn dann zornig am Griff, stieg die Treppen hinunter und begab mich an den Kanal. Nachdem ich dort eine einsame Stelle gefunden hatte, riß ich die Kataloge aus dem Koffer heraus und warf sämtliche, jeden mit einem kräftigen Fluche versehen, ins Wasser. Eine Weile schwammen sie. Aber dann, vollgesogen und schwer, sackten sie ab und sanken auf Grund. Es war ein symbolischer Mord. Der Ermordete hieß Zellweger. «Hol dich der Teufel!» rief ich laut in die grüne Stille und lachte vor Wonne darüber, daß ich meinem Quälgeist wenigstens auf diese Weise eins hatte auswischen können. Es hatte sogar zu regnen aufgehört, als ich ins Hotel zurückging und beschloß, heute nichts mehr zu unternehmen.

Um es kurz zu machen: die Aktion wurde zu einer Katastrophe. Ich habe ein einziges Buch verkauft, und die Steindrucke habe ich alle verschenkt, und auch so hatte ich noch Mühe, sie loszuwerden. Während der ganzen Reise hat es immer und immer wieder geregnet und weiteroben sogar geschneit, mitten im Sommer, und nach Lauterbrunnen gab ich es auf, bei irgendjemandem vorzusprechen. Um mich dafür zu strafen, lebte ich beinahe von Wasser und Brot, wodurch es mir gelang, den knauserigen Spesenansatz des Chefs noch beträchtlich zu unterbieten.

Erst als ich Herrn Zellweger wieder gegenübertrat, löste sich meine Zunge. Ich schilderte ihm die Lage im Oberland nicht nur grau in grau, sondern im schwärzesten Schwarz. Was sollte er darauf erwidern? Er sagte wenig. Er ließ auf seinem Gesichte nur sein perfides Lächeln erscheinen, aber das kannte ich ja längst. Damit war die Sache abgetan. Jedenfalls hat Herr Zellweger in den zwei Jahren, die ich noch bei ihm tätig war, nicht mehr versucht, mich für einen Propaganda-Feldzug zu mobilisieren.